

DIE AKTUELLE GLOSSE

GESINE SCHWAN

Der Chauvinismus als Fratze ausbleibender Heimat

»Denn wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.« (Hebr 13, 14) Unser Leben: eine unaufhörliche Migration? Zu den Grunderfahrungen der Menschen, die sich durch die Jahrhunderte in vielen kulturellen Zeugnissen finden, gehört offenbar die, im irdischen Leben kein dauerndes Zuhause finden zu können, keinen Ort, an den wir endgültig gehören und der uns endgültig zugehört. In gleicher Eindringlichkeit bekundet sich die Sehnsucht, nach einer derartigen zuverlässigen und beglückenden Heimstatt. Im Alten Testament heißt es dazu im Psalm 84: »Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn, mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Wohl denen, die in Deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar.« (Ps 84, 2.3.5)

Unser Leben vollzieht sich in dieser unauflöslichen Spannung zwischen der Erfahrung der Wanderschaft und der Suche nach einer Bleibe. Das Ungenügen, ja der Stachel in der Wanderschaft, die ja prinzipiell durchaus etwas Schönes sein und uns bereichern könnte, liegt in der damit einhergehenden Empfindung, in der Fremde zu leben. Sie beunruhigt uns, bedroht uns mit Angst. Warum?

Der zeitgenössische polnische Philosoph *Leszek Kolakowski* begründet in seiner Schrift »Die Gegenwärtigkeit des Mythos« die unaufhebbare Präsenz von Mythen gerade in einer hochtechnisierten Welt mit dem Grundbedürfnis des Menschen, sich in einer Welt, die uns grundsätzlich als fremde und gleichgültige begegnet, zu »verorten«, in sie »einzuwachsen«, um dem verzweifelten Gefühl der eigenen Zufälligkeit und ineins damit der Sinnlosigkeit zu entgehen. Wir sind demnach darauf angewiesen, entweder zu andauernder Verzweiflung und – de facto – Zerstreuung verurteilt zu sein oder die Welt als Symbol persönlicher Ansprache durch eine transzendente Instanz zu erleben. Die Fremdheit der Welt bedroht uns also mit dem Gefühl, daß unsere Existenz in ihrer reinen Faktizität für alle anderen gleichgültig und für uns zufällig ist. Die damit einhergehende Verzweiflung über die eigene Sinn- und Wertlosigkeit können wir nur überwinden, wenn wir uns zuverlässig als unersetzbare Person erkannt und angenommen fühlen von einer Person, die uns zugleich Orientierung und Versicherung unseres Seins und Wertes vermittelt. Absolut zuverlässig vermag dies nur eine transzendente persönliche Instanz, also Gott. Innerweltlich bieten personale Beziehungen die allerdings immer gefährdete Chance, das Gefühl der Sinnlosigkeit und Gleichgültigkeit des eigenen Daseins zumindest prekär zu bannen. Fremdbleiben heißt Verzweifeltsein.

Die aktuellen soziologischen Befunde in der säkularisierten Ersten Welt müssen uns vor dem Hintergrund dieser Überlegung sehr bedenklich stimmen. Mehr als ein Drittel der deutschen Bevölkerung lebt gegenwärtig als »Single«. Wie stark ist die Erfahrung der Fremdheit, der Verzweiflung schon im »eigenen« Land? Und was löst sie aus?

Sigmund Freud hat im Kontext einer Analyse von Narzißmus und Liebe auf die Beobachtung hingewiesen, daß unsere Selbstliebe, unser Narzißmus sich durch Fremdes, durch Abweichendes gestört und herausgefordert fühlt. Das Abweichende wird als Infragestellung der eigenen Existenz empfunden. In seiner Abwehr tut sich eine Haßbereitschaft und Aggressivität kund, deren Herkunft *Freud* unbekannt ist, denen er aber einen elementaren Charakter zuspricht (Massenpsychologie und Ich-Analyse).

Nimmt man die biblische Grunderfahrung der Wanderschaft und der Sehnsucht nach den himmlischen Wohnungen, die philosophische Interpretation des Bedürfnisses nach Sinn und Verortung in der Welt durch personale Ansprache und Zuwendung, die psychoanalytische Beobachtung einer ursprünglichen Haßbereitschaft gegen das Fremde und Andersartige und die Entwicklung unserer modernen Gesellschaft zusammen, in der die Möglichkeit, gar die Sicherung von transzendent-religiöser wie immanenter personaler »Verankerung« immer geringer werden, dann verwunder es nicht, daß das Gewaltpotential in unseren Gesellschaften steigt. Die hinzukommenden verstärkten Migrationsströme und -erwartungen von »außen« sind dann nicht der Grund für die Verschärfung von Fremdenhaß – meistens fällt er dort stärker aus, wo de facto weniger Fremde leben –, sondern umgekehrt: Die bei uns gleichsam endogen fortschreitende psychosoziale Heimatlosigkeit, das eigene Gefühl, in der Fremde zu sein, bildet die Angstfolie, vor der die fremden Migranten überproportional verschärft als Bedrohung gefürchtet werden. Sie lösen dann weniger einen Mitgefühls- oder Solidaritätsimpuls aus, sondern machen die Angst vor der eigenen Ortlosigkeit handfest anschaulich. Die Aggressionen richten sich so gegen die Repräsentationen der eigenen Angst. Die eigene Heimatlosigkeit, Ortlosigkeit, Wertlosigkeit kehrt sich um in eine unrealistische und gewalttätige Verabsolutierung des eigenen Ortes, des eigenen Wertes.

Allerdings muß dieser Zusammenhang nicht als deterministisch festgelegte Entwicklung oder als Einladung zum Geschichtspessimismus interpretiert werden. Denn es gibt auch gegenläufige Tendenzen in unserer Gesellschaft. Die Gewalt – nicht nur gegen Fremde – hat zugenommen, aber die Zahl derer, die sich bewußt für die Öffnung gegenüber den Anderen, für die Überwindung bornierter Ängstlichkeit engagieren, auch. Worauf es daher ankommt, ist die Förderung solcher Umstände, die den Menschen eine geistig-psychische Heimat ohne bornierte Abgrenzung gegen das Fremde vermitteln können.

Der Schlüssel dazu scheint mir ein durch Reflexion geläutertes und gesichertes Selbstwertgefühl der individuellen Person zu sein. Denn das faktisch und systematisch zentrale Element, das die Grenze markiert zwischen Heimatverbundenheit, Patriotismus oder verantwortlichem Nationalbewußtsein auf der einen und provinzieller Enge, Nationalismus bzw. Chauvinismus/Rassismus auf der anderen Seite, ist die Indienstnahme des Zugehörigkeitsgefühls oder -bewußtseins zum Kollektiv für die Absicherung des individuellen Selbstwertgefühls. Immer dann, wenn ich zu meiner eigenen Selbstvergewisserung der Unterstützung durch die Verdienste oder durch den Wert »meiner« Gruppe bedarf, entsteht die Tendenz, andere Gruppen oder Kollektive demgegenüber abzuwerten, deren Angehörige auszugrenzen und Kritik am eigenen Kollektiv, die dann immer zugleich eine Bedrohung meines eigenen individuellen Wertes darstellt, abzuwehren. Damit bildet sich eine Art Teufelsspirale der Intoleranz, weil sich in der Konsequenz der Abweis jeglicher Selbstkritik und die Ausgrenzung alles dessen, was mich durch Abweichen und Andersartigkeit in Frage stellen könnte, aufdrängt. Zentral für ein Zugehörigkeitsgefühl, das Solidarität mit der Gruppe fördert, ohne sie nach außen abzuschließen oder ihren Wert zu verabsolutieren, ist mithin die Unabhängigkeit des individuellen Selbstwertes von dem des Kollektivs.

Eine Grundlage dafür bieten die großen Religionen, sofern die verankernde Beziehung zwischen Gott und den Menschen immer auch eine individuelle ist. Der eigene Stand ist dann nicht vom Kollektiv abgeleitet. Eine weitere findet sich dort, wo Menschen den Willen und die Kraft aufbringen, andere nicht nur als Rollenträger aufzufassen (was in einer modernen differenzierten Gesellschaft allerdings z.T. unumgänglich ist), sondern sich ihnen mit der Verbindlichkeit der ganzen eigenen Person als ganzen anderen Personen

zuzuwenden. Derartig intensive persönliche Beziehungen können wir nicht in großer Zahl leben oder »speisen«, aber es genügen auch wenige, um die genannte psychische Heimat zu finden.

Es liegt auf der Hand, daß sich hier ein breites Feld für die Politik öffnet. Denn wenn wir als Menschen nicht ein für allemal auf Aggressivität festgelegt, sondern des eigenen Aufschwungs zum Mitsein mit den anderen Menschen zwar fähig, aber dazu auch der Stützung von außen bedürftig sind, dann folgt ein ganzer Rattenschwanz von Politiken – von der Steuerpolitik, über die Wohnungs-, die Arbeitsmarkt-, die Bildungspolitik etc., die Gleichstellungspolitik –, die so gestaltet werden können und müssen, daß personale Beziehungen eine bessere Chance erhalten als bisher. Und das kann heute realistischerweise nicht mehr in nationalstaatlicher Beschränkung geschehen, sondern muß den globalen Horizont ausdrücklich einbeziehen.

In einer säkularisierten Welt der Fremdheit und der zunehmenden Migrationen hängt das Überleben der Menschheit – wenn wir eine pathetische Wortwahl riskieren wollen – davon ab, ob es uns gelingt, das Zuhause der Heimat über den Chauvinismus obsiegen zu lassen.

Prof. Dr. Gesine Schwan lehrt Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin.